

Europamäde.

John Ritsch hat Heimweh nach New York. — Fränk. München unvortheilhaft verurteilt. — Er lacht bitter über amerikanisches Progenthum in Deutschland.

Mister Editer!

Ich geh hier de nexte Stiemer nimmere, wo enüuwer geht. Ich gleich's nimmere hier. Schörmer is betschene-räde.



Nämlich Ich hen in Paris bei Meiner Flucht vor der Misses Weener an der Ged beiret en Parloir- und Schlie-pingcar Train nach Münche, wo früher die Käpitiel-Ritt d'vun-Bavaria war, ge-nomme. Awwer Münche is nimmere, was es war. Es is zu aus-ländisch geworn. Gar nimmere wie früher. Kee Gemüthlichkeit mehr. Wann for Intenz die Münchner immer die Preufe schimpfe, da is nimmere der frische fröhliche Zug drin wie früher. Es seht die innere Ueuverzeugung bei dem Schimpfe. Es werd blos noch so Anstands halber e Bihle geschimpft.

Un dann hab Ich werlich un wahrhaftig aborne Münchner, wo in Münche uffgewachse sein, gesehe, wo in die Pinatotel gegange sein. Des is doch früher mit gewese. Des hawwe doch früher die Münchner de fremde überloffe. Des Regie werd sei, da e Münchner in's Bavaria-Monument enuff steigt, un omwe doch die Lage herausguckt. So dumm war früher kee näiff Münchner.

Leutere neimobische Sache hawwe sie. Widelhaube un amöritan Bar-rooms un Bir trinke sie in Cafes, un e Temperenzbewegung hawwe sie auch. Weiswörcht un G'schwollene un Dick-un Dünn G'schichte sein ihne nimmere gut genug.

Un e Hüh hot es gehabt in Münche. Neu York is gar nit drin bermit. Blos mit der Humiditi sein sie noch ziemlich weit zerüet.

Was Mich awmer am meiste geärgert hot, des is, daß die Leit hier gar nimmere estonisch sein, wann mer ihne was von Amörita vorlägt. Des kimmt dunn dem Ausspruch, wo so e Stubi-umsreisender gemacht hot, daß Wir Amerikaner e unbegrenzte Möglich-keits-Kaumtri wäre. Jetzt glaube sie Alles un estonische sich inuwer gar nit mehr.

Ueuverzeis muß Ich Ihne dunn Münche noch e Neugierit verjähle. Wo Sie in Ihrem Väper e Sensänschen draus mache könne. Ich hen es näm-lich im Hofbräuhaus for schür gehört, daß der Prinz Luitpold zu Gunste dunn Herrn von Postart uff die Re-genttschaft berichte gehn werd. Well, warum dann nit? Blos glaub Ich nit, daß der Postart es annehmen thät, weil des doch kaum sein nach Höherem gerberde Ergeiz befriedige thät.

Wie gesagt, in Münche hot es Mir nimmere gefalle un inuwerhaupt lieb Ich es nit mehr in Deutschland un des-wege will Ich nimmere hier bleibe, son-der bei nexten Stiemer wieder enüu-wer.

Nämlich, wo hier der Troiwel is, des is, daß Unseiner hier nimmere so recht ge-estimert und ritoneist werd, wie früher. Wann mer früher, vor zwanzig oder fünfzehn Jahr von drüuwo hier erüuwer getimme is un mer hot e ganze Mart Tringeld ge-gewone, da war mer als der reiche-Ameritaner überall geschät und geehrt.

Un wan mer ornich Schampäh hot springe losse, wann mer, Ich will emol sage fünf sechs Battelches hot öfne losse, da hawwe die Leit Maul un Öhrn uffgeperrt. Heintzetag is des gar nit mehr. Die ameritanische Geldprobe, der Morgan un so keel hawwe es gepollt. Wann Ich die Leit verjähle, wie viel Geld Ich hab un wann Ich Mei Watsch eraus zieh oder Wein Billfolde so uffmach, daß mer die tausend Mart Bills (plenty verdo) drin sehe kann, des flöht die Leit gar teen Respekt mehr et, seit daß sie gehört hawwe, wie viel der Rodeseller un der Morgan un so Leit hawwe. Deswege sag Ich, die prozige geschwollene Millionär sein dra Schuld, daß Unseiner te Beachtung un Wördigung un Ehimätschen mehr finde thut. So prozige Keel sollt mer gar nit dunn drüuwo erüuwerlasse. Des is, was Ich sag.

Ich sein disgösed un Ich freu Mich schun wieder uff Mei liebes Neu York, wo e deitscher Prominenter wenigstens noch geritonist werd.

Ihne des Nämliche wünschend Mit Rigards Yours John Ritsch, Esq.

Mister Editer, Ich reis mit dunn hier aus. Ich hen gar dis ausgefunne, daß die Misses Meyer hier is un mit dem nämliche Stiemer fahrn will. Ich geh weid Bremen un mach viellicht, bevor Ich segel, noch en Absteher nach Bör-lin. Des heißt zum Imperer geh ich desmol nit. Der war im Stand, Mich als umgetauschte Professor da behalte je wolle, un Worlesunge inu-wer deitsche Promnengje ze zolte.

Der Obige Esq. Vi Es. Ich kann noch immer nit drüuwer enaus kimme, wie Münche sich verändert hot. E Münchner wo

statt Weiswörcht ze esse un sei Bier derzu ze trinke, in Pinatotelte laast, des is in Meine Lage e waterlands-löser Gesell. Is er nit? Un e Mün-chner, wo in die Bavaria inuwendig enuffsteigt, des kimmt Mir grad so dumm vor, wie wann e Chicagoer sich die Grant-Monument oder e Mann wo im Bronx wohnt, sich des Lorelei-Monument dunn Heime aquide thät. D. D. Esq.

Ein Kaffeehausdier.

In der Hamburger Fachzeitschrift „Auge und Keller“ lesen wir: Der Mann, von dem hier die Rede sein soll, gehörte zu jenen unerschütterlichen Individuen, denen es Vergnügen macht, die Ruhe und Geistesgegenwart friedlicher Kellner auf die Probe zu stellen. Vor Kurzem betrat er ein Londoner Kaffeehaus und bestellte Kaffee.

„Bitte, bringen Sie mir den Kaffee in einer Schale mit dem Gentel auf der linken Seite“, sagte er zum Kellner. „Ich bin nämlich linkschändig und ich kann keine andere Schale be-nützen.“

„Jawohl, mein Herr,“ antwortete der Kellner. „Ich werde leben.“ Hierauf bemerkte man, wie er eifrig mit dem Oberkellner sprach. Der Oberkellner näherte sich hierauf mit der Frage:

„Was für eine Art von Schale wünscht der Herr?“

„Eine Schale mit dem Gentel auf der linken Seite. Ich bin linkschän-dig“ sagte ruhig, aber bestimmt der Gast.

Der Oberkellner ersah etwas verwirrt wieder.

„Die Schale, die Sie wünschen,“ begann er zögernd...

„Wie?“ rief der Gast. „Glauben Sie, Sie können mir weismachen, in einem erstklassigen Kaffeehaus gäbe es kein solches Ding, wie eine Schale mit dem Gentel auf der linken Seite. Unfinn!“ Ich könnte auch unmöglich aus einer anderen trinken. Sie müssen ja viele solche Schalen haben?“

„Gewiß,“ sagte der Oberkellner, „wir haben sie auch gewöhnlich; aber ich bedauere, gestehen zu müssen, daß die letzte davon gerade diesen Morgen zerbrochen wurde.“

Daß er die Schale einfach hätte um-zubringen brauchen, un den Gast zu befriedigen und den „Witz“ abzusan-gen, daran dachte er nicht.

Ein schwäbischer Dorfthron.

Zu welchen drolligen Einfällen einen eck schwäbischen Schulzen das Gefühl seiner Macht, das ihm aus sei-ner „Lebenslänglichkeit“ zufließt, zu führen vermag, beweist folgende gut-beglaubigte Geschichte aus 3. Der Schultheiß hatte aus einer ganz ge-ringfügigen Veranlassung Streit mit seiner verheiratheten Schwester. Die Schwester schien in der Hitze des Ge-fechtes den ihrem Schulzen-Bruder ge-bührenden Respekt weniglich ganz und gar zu vergessen, sie vertieg sich sogar dazu, dem würdevollen Ortsoberrhaupt eine recht drastische Standrede zu hal-ten. Tief entrüstet über solch despoti-sches Verhalten, stürmt der Gemeindegewaltige auf das Rathhaus und gibt hier dem Amtsbienner Befehl, die Schwester auf der Stelle vor das Tribunal zu citiren. Die Gerusene erscheint denn auch sofort in der Resi-denz des gestrengen Bruders. Ihr koste die Sache zu tomisch vor, als daß sie sich ernst zu halten vermöchte. Nicht so der „Lebenslängliche“. In seiner ganzen Würde richtet sich der in die Höhe, von oben herunter muftert er die Schwester, mit „Sie“ redet er sie an. Er redet nur Veniges mit ihr, aber „was er spricht, ist Schreden“. „Sie sind verhaftet,“ er-klärt er ihr, „Sie werden sofort in Arrest abgeführt werden!“

Jetzt wurde der Schwester die Ge-schichte denn doch zu bunt. Sie erlaubt sich, den Herrn Bruder daran zu erin-neren, daß sie augenblicklich den Arrest nicht antreten könne, da ihr Ehemann verreist sei und sie dabei ihr krankes Kind habe. Sie müsse sich zum min-desten das Recht ausbitten vorher eine Person zu ihrer Stellvertretung mit den häuslichen Geschäften zu beauf-tragen. Allein das half der Aermsten nichts. Sie wurde abgeführt, und als sie sich sträubte, legte der Bruder sogar selbst Hand an sie und führte sie hinter Schloß und Riegel. Zum Glück kam der Ehemann der Verhafteten bald nachher heim, erfuhr den Vorgang, telegraphirte ans Oberamt und er-wirkte durch dieses den Befehl zur so-fortigen Freilassung seiner Frau.

Die Ahnen des Herrn v. Lucanus.

Wie der „Frl. Ra.“ mitgetheilt wird, wurden dem Kaiser bei seinem jüngsten Besuch auf der Saalburg ausgegrabene Töpferwaaren gezeigt, die den Namensstempel der Herrscher trugen. Darunter fand sich auch der Name Lucanus. Der Kaiser drehte sich lachend um, rief den in seiner Be-gleitung erschienenen Vorstand des Ziviltabinetts herbei, und meinte scherzend: „Ra, Lucanus, da renom-miren Sie immer mit Ihren Ahnen und nun waren es ganz gewöhnliche Töpfer!“

Am Schillerfest.

Unteroffizier: „Na, Leute, nun denkt mal an unseres großen Schil-lers Wort: „An's Vaterland, an's Heuere, schließ dich an“ und drückt man die Kniee mit Begeisterung durch!“

Berliner Witz auf dem Lande.

Humoreske von Karl Robe.

Er war ein echtes Berliner Kind, mit bestem „Müggelochlöcher“ getauft und mit Blantenerger Kieselreder-fohl groß gefuttert im übrigen 17 Jahre alt, Friedrich Wilhelm Dorn-busch geheizen, und der Einzige seiner Eltern, weshalb ihn sein Er-zeuger mit vollem Recht „Friedrich Wilhelm der Einzige“ zu nennen pflegte.

Daß er für Alotria ein sogenanntes „faible“ hatte, sofern ein bißel Witz darin lag, verhielt sich bei einem Berliner Jungen von selbst, und eben-so, daß er das Betteln leidenschaftlich liebte. Sie sind ja sprichwörtlich ge-worden wegen ihrer Wetzlust — auf den Rennplätzen z. B. — Die Herren Berliner und da Vater Dornbusch in „puncto pecunia“ seinen Einzigen mehr als reichlich verah, war es kein Wunder, daß dieser, sobald die Pferde sprangen, manch ein Zwanzig-Mark-stück springen ließ.

Eines Tages war Friedrich Wil-helm zu einem Sommerfeste auf das Land hinaus geladen worden. Für Alotria ist auf solchen ländlichen Fes-ten reichlich geforgt. Man hat, wo irgend es angeht, in schattigen Laub-wäldern prächtige Festplätze mit Tanz- und Trint-, Würfel- und Schießzeten, und ganze Schaaren frischer, ländlicher Schönheiten aller Jahrgänge sind bereit, junge Männer-herzen zu entzünden, wenn sonst sie Feuer fangen wollen.

Friedrich Wilhelm der Einzige un-terließ sich auch; er ließ Zwanzig-Markstücke in den Trintbuden und dralle Bauernmädel in den Tanzzeten springen; er schwang die Knobel-becher in den Würfelbuden und die Schießbüchsen in den Scheibensbüden und wenn er etwas gewonn, dann be-schante er irgend eine schamde Tän-zerin damit. Inzwischen mit der Zeit ward dies doch ledern. Eine schnei-dige Wette galt unserm Berliner Jun-gen erst als rechte Würze des Vergnü-gens.

Nun war an Wettrennen allerdings nicht zu denken. Man hätte denn per pedes apostolorum oder auf Schuflers Knappen laufen müssen. Nichtsdestoweniger hatte Friedrich Wilhelm unter den jungen Bauernburschen bald ein wahres Wettefever entfacht, bei dem, wenn auch nicht gerade Zwanzig-Markstücke, so doch die Thaler lustig hin und wider flogen.

Das ging so lange flott, bis man alle Wettmöglichkeiten durchgeprobt hatte. Nun war guter Rath theuer. Da kam einer der jungen Herren spät am Abend auf den geistreichen Ein-fall, trotz Wächter und Passanten einen Kirchbaum plündern zu wollen, wel-cher voll der fröhlichsten reifen Früchte an jenem Wege stand, der vom Fest-platz nach dem Dorfe führte und eben des Festverkehrs wegen von Wächter und Wächter scharf bewacht wurde.

„Aber doch nicht jetzt!“ meinte Friedrich Wilhelm hierzu. „Es ist ja schwarze Nacht auf dem Wege.“

„Na, am Tage geht es erst gar nicht!“ hieß es darauf im Kreise.

„Spah! Ich wette so hoch die Her-ren wollen, daß ich morgen Vormittag trotz Wächter und Wächter in den Baum steigen, mir die schönsten Kir-schen herausplündern und auch Ihnen so viel mitplündern werde, daß Sie zu-frieden sein sollen, vorausgesetzt, daß Sie mit hinausgehen.“

Das zog. Am Handumdrehen war Friedrich Wilhelm Dornbusch zeh-nmal mit je zehn Mart auf diese Wette festgelegt.

Am folgenden Morgen zwischen 9 und 10 Uhr ging es im Chore nach der Kirchallee hinaus. Ein Arbeiter, den Friedrich Wilhelm zu diesem Zwecke gebungen hatte, trug eine Steh-leiter, und als man den besprochenen Baum erreicht hatte, stieg unser Ber-liner Junge mittels dieser hinein.

Lachend schauten die den Baum um-stehenden Bauernsöhne nach dem Wächter aus. Inzwischen, ohnwohlfrie-drich Wilhelm bereits eifrig Kir-schen plündernd und auch ihnen davon herab-gab, der Wächter thät, als ginge ihn die Sache nichts an.

Da kam der Wächter der Alles vom Dorfe her.

„Ja, der Kirschwächter kommt, Herr Dornbusch!“ riefen die Wettge-gner lustig, und jeder hatte seine ge-wonnenen zehn Mart schon im Sade. „Loh! ihn kommen!“ antwortete der Kirschwächter, „kann ein paar Hände voll abbetommen.“ Das ging den Bauernsöhnen gegen die Hulschnur; sie schauten alleammt maulauf dem Wächter entgegen.

Der kam. „Na, schmeden sie?!“ rief er nach dem Baume hinauf. „Dank!“ lachte Herr Dornbusch hinab, „ausgezeichnet. Hier haben Sie auch eine Hand voll!“

Der Wächter nahm die Gabe, dankte und schritt grühdend davon. Jetzt ging den Dorfpringen die Sache nicht nur über die Hulschnur, sondern über die Stalploden. Sie zogen ihre Börsen und zählten jeder ihre zehn Mart.

Am Mittag stürzte sich das Wunder. Friedrich Wilhelm hatte dem Wächter schon am vorhergehenden Abend, als die Wette abgeschlossen war, den gan-zen Baum voll Kir-schen für zwanzig Mart abgetauft.

„Das hätten wir auch getonnt!“ hieß es nun.

„Ja, dachten denn die Herren, dem Wächter die Kir-schen zu stehlen?“ Friedrich Wilhelm blüete die jungen Burschen groß an.

Darauf wußten sie keine Antwort mehr.

Ja, ja, man ist nicht umsonst mit „Müggelochlöcher“ getauft (der Müg-gelsee liefert das Berliner Leitungswasser) und mit Kieselrederfohl groß gefuttert.

Unbehaugliche Prophezeiungen.

Auf Tag und Stunde genau vor-herzusagen, wann unsere Erde ein-mal ihren Untergang finden werde, das kann heutzutage wohl nur noch beschränkten Köpfen einfallen, die Frage nach dem Ende unseres Plan-eten und alles auf ihm blühenden Le-bens hat deswegen aber nicht an In-teresse verloren, und selbst hervor-ragende Gelehrten haben, gestützt auf verschiedene Unterlagen, darauf neuer-dings Antwort zu geben versucht. Die Prognosen liegen freilich weit ausein-ander und bezeugen eigentlich schon dadurch, daß sich um ihrthwillen lei-ner das Grauen angehen zu lassen braucht. Lassen wir die unbehauglichen Prophezeiungen einmal ganz ruhigen Blutes Revue passiren.

Am grausamsten ist William Cro-tel, der der Menschheit von heute ab nur noch eine Frist ungefähr von 30 Jahren zugestehet. In den letzten 31 Jahren, sagt er, hat sich die Zahl der Protesten auf Erden verdoppelt, und wenn diese Zunahme in gleicher Weise anhält, würde man nicht mehr so viele Nahrungsmittel erzeugen könn-en, wie für die große Menschenmen-ge nötig wären, selbst wenn man je-den Quadratmeter Land unter den Pflug nähme. Danach heißt es also: neue Nahrungsmittel — und zwar recht bald — erschließen, oder wir „Ebenbilder des Herrn“ mühten ein-fach — verhungern! Eine nette Aus-sicht!

Etwas nachsichtiger mit der armen Menschheit ist der spanische Gelehrte Nigletto: er gewährt ihr noch 56 Jahre Galgenfrist. Dann aber, meint er, werde der Erdball gleich mit zwei, auf einander zuführenden Himmels-körpern kollidiren oder diese würden ihm wenigstens so nahe kommen, daß alle, zur Erhaltung des Lebens nöthi-gen Gase vernichtet (etwa aufgesaugt oder mit fortgerissen?) würden, und wenn dadurch ungezählte Millionen binnen wenigen Stunden zu Grunde gingen, so würden etwaige Ueberle-bende noch kurze Zeit in elendem, ge-istesgestörtem Zustande deshalb fort-erzistren, weil die Erde aus ihrer rich-tigen Bahn geleitet wäre. Dann wür-den unsere Kalender und die Angabe der Tageslängen freilich nicht mehr stimmen!

Lord Leloin, ein dritter Prophet, meint, nach 334 Jahren mühten alle Geschöpfe der Erde aus Mangel an dem unentbehrlichen Sauerstoff der Luft — er stiden. Er bearündet das damit, daß jede verbrannte Tonne Kohle u. s. w. immer drei Tonnen Sauerstoff verzehre und der Vorrath an diesem zu der anagehenden Zeit zu Ende wären.

Es ist nicht erfreulich, zu wissen, daß man mit der Entzündung jedes Feuers das Ende der Mutter Erde beschleunigen solle. Wir können die Sache ja rubia abwarten und unsere Nachkommen werden im Jahre 2339 am besten wohl dasselbe thun.

Eine schlimmere Zukunft droht den Menschen aber noch nach der Ansicht des berühmten Herrn Nicola Tesla. Es ist bekannt, daß die Erde von starken elektrischen Strömen umkreist wird, und Experimente von Ballon-fahrern über den Wolken haben ge-zeigt, daß die Ströme eine für uns ganz unfaßbare Spannung haben. Tesla glaubt nun, die ungeheure Elektrizitätsmenge werde sich später einmal plötzlich „entflammen“ (als Blitze entladen?) und die dadurch ent-wickelte Hitze werde so stark sein, daß die Erde und alles, was auf ihr treucht und flucht, in wenigen Se-kunden zu Asche und Staub ver-wandelt sein mühte. Also: eine Feuerbestattung en gros, wenn Teslas Ansicht richtig sind, was man, bei aller Achtung vor dem genialen Elek-triker, doch wohl in Bescheidenheit bezweifeln darf.

Vögel als Karitätenfänger.

In einem Nistkasten, der eigentlich für die Stare bestimmt war und in er-reichbarer Nähe meines Balkons hing, hatte sich — so erzählt ein Abonnent der „Deutschen Jägerzeitung“ — ein Spatenpaar angesiedelt. Schon zeitig im Jahre ging es an's Bauen, und wir beobachteten oft mit großem Vergnü-gen das Herausschleppen des Materi-als. Um nun zu sehen, was die neuen Nester alles vermehren würden, leg-ten wir auf die Pflanzenzäunen vor dem Fenster kurze und lange Wollfä-den in allen Farben, feibene und lei-nene Lappchen, Watte, Federn, Moos, trockne Blätter, Haare aus der Mähne eines Hlches, Streifen Stanniol und einige Ausschnitte aus der „Deutschen Jägerzeitung“. Und richtig! es wurde nichts von den schönen Dingen ver-schmäht. Ein Stück nach dem anderen wurde abgeholt und in's Nest getra-gen. — Aber was sind diese armenfel-ligen und an sich ganz werthlofen Dinge im Vergleich zu den Schätzen, welche beim Fällen eines hohen Baumes in ei-nem Eskerneße gefunden wurden!

Folgende Gegenstände fand man da-rin: 27 blante Knöpfe, 15 farbige Glascherben, viele bunte und glän-zende Steine, acht Nickel- und Kupfer-münzen, ein Trompetenmundstück und — eine Brille!

Ende der Trommel im franzö-sischen Meer.

Es ist beschlossen, die Trommel im französischen Meer abzuschaffen. Man beslaght ihr Ende, aber man glaubt, zu dieser Maßregel gezwungen zu sein, weil es bei der zweijährigen Dienstzeit kaum möglich erscheint, einen tüchtigen Trommler heranzubilden. So hält man denn schon heute der Trommel, die eine ruhmreiche Geschichte hinter sich hat, in Frankreich die Grabrede. Besonders in den Kriegen der Revolu-tion und des ersten Kaiserreichs haben eine Anzahl Trommler sich großen Ruhm erworben. Einer der berühmtesten war Andre Estienne, der kleine Trommler von Arcole, der in vielen Bilderbogen der Zeit verherrlicht wurde und auch im Pantheon des David einen Platz fand; sein Hei-mathstädtchen Cadenet in Vaucluse hat ihm ein Standbild errichtet. Er hat bei Arcole in einer höchst kriti-schen Lage ein Signal gegeben, das die österreichische Niederlage besiegelte. Seit 33 Stunden stand Bonaparte mit 15,000 Mann im Kampfe gegen 40,000 Oesterreicher. Da beobachtete der kleine Trommler in der Morgen-dämmerung, wie dichter Rauch dem Feinde die Aussicht verhüllte. Er machte seinen Sergeanten darauf auf-merksam und meinte: „Man mühte von der anderen Seite des Flusses kommen!“ „Kannst Du schwimmen?“ fragte der Sergeant. „Ich glaube wohl.“ „Also los!“ „Aber meine Trommel wird nah werden.“ „Lege sie auf meinen Tornister und trom-mle!“ Und so geschah es. Als der Oesterreicher das Trommelsignal hör-ten, glaubten sie, sie ständen einem Heere gegenüber, das sie umginge, und sie ließen auf ihrem eiltigen Rück-zug sogar ihre Kanonen im Stich, die die Brücke beschoffen. Die Gren-a-diere stürzten hierauf mit Bonaparte an der Spitze dem kleinen Trommler nach, und Arcole wurde genommen. Estienne erhielt Trommelslöde aus Gold und Eisenblei. Später verlieh ihm auch noch Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion.

Für die deutsche Flotte.

Bei einer Schulfest in Eisenach wurde folgendes Flottenlied eines dortigen Primaners vorgetragen:

Michel, hurra! Feinde sind nah, Halte Dir blank Deine Waffen! Feinde aus Ost, Nord und West Schauen voll Reid auf Dein warmes Nest. Auf Dein tüftiges Schaffen! Müht auf der Welt nur Dir selber trau'n — Und Schiffe bau'n!

Michel hab' acht Bei Tag und Nacht — Wider Dich sticht ja die Lüge! Vulten Dich gerne in Schummer ein, Säufeln von Frieden — und sinnen allein, Wie man Dich meuchlings erschließe! Müht wohl Dich hüten vor ihren Klau'n — Und Schiffe bau'n!

Michel, sei stark! In Herz und Mart! Laß Dir die Luft nicht vergällen: Spotten die Narren im eigenen Haus Hämisch auch Michel den Seemann aus — Auf auf die triffen Gefellen! Müht ihnen truzig in's Auge schau'n, Und Schiffe bau'n!

Michel halt aus: Voll Dampf voraus! Trag Deinen Fleiß in die Weite! Soke Dein Theil an der Erde Bracht, Wahre Dein Theil an der Erde Bracht, Daß Dir's kein Fressling befreite! Wissen sie doch, Du kannst sie ver-hau'n — Und Schiffe bau'n!

Ein seltsamer Handelsartikel.

Man sollte meinen, daß der „seltsa-men Handelsartikel“ von Jahrhun-dert zu Jahrhundert immer mehr wer-den, da der menschliche Schaffensgeist beständig so viel Neues zustande bringt und namentlich im Zeitalter der Maschinen die Zahl recht überflüs-siger „Neuheiten“ beständig wächst. Aber diese Neuheiten können doch nicht mit jenen Seltsamkeiten konkurriren, an denen in der Kultur weniger fort-geschrittene Menschen hauptsächlich Freude hatten und die theilweise in-solge des gebesserten Geschmacks, theil-weise infolge des Einspruchs der Be-hörden immer mehr aus den „guten Stuben“ verschwinden sind. Einer der merkwürdigsten Schmudartikel ei-ner gemüthlichen Häuslichkeit, bildete z. B. im 17. Jahrhundert der Türken-topf. Aber nicht etwa ein Türkentopf aus Holz geschnit oder aus Porzellan geformt, sondern ein wirklich abge-schnittener und kunstvoll getrometer Türkentopf. So wurden z. B. auf der Leipziger Messe im Jahre 1684 (nachdem die Türken bei Wien geschla-gen worden waren) solche Türken-töpfe sahweise an Detailhändler aus Deutschland, Frankreich, England, Holland, Dänemark u. s. w. verkauft.

Röfpe mit besonders schreckhaften Ge-sichtern wurden am besten bezahlt — mit acht Thalern und mehr.

Leiter Ausweg.

Student: „Meine Bücher und Garderobe hab' ich verlegt, kein Mensch pumpt mir etwas; mir bleibt nichts übrig, als den Revolver hervorzuholen und — ihn ins Leihhaus zu tragen.“

Kafereuhöflichkeit.

Feldweibel (zur Rekrutenabtheilung): „Jetzt seid Ihr schon vier Wochen da und, statt frammer zu stehen, werdet Ihr all'weil civilisierter!“

Ein Schwabenstreich.

Ausrüfer (in einem württembergi-schen Städtchen): „Die Rekruten, welche zum nächsten Zuge müssen, sind am Rathhause angehen.“

Hinausgeben.

Bed: „Wann geht denn eigentlich der Bummelzug, Herr Vorstand?“ Bahnhofsvorstand: „Wenn genug Bummler beisammen sind!“

Ein Altia.

Dichter (zu seiner Wirthin): „Na, jetzt schreib' ich aber einmal ein Zug-stück.“ Wirthin: „Soll ich die Fenster und die Thüre aufmachen, damit a Zug ist?“

Malitiös.

Erster Schriftsteller: „Gehen Sie zu der Soiree des Bankiers Kraker?“ Zweiter Schriftsteller: „Nein, ich habe geschrieben.“ Erster Schriftsteller: „Sie bleiben halt immer der Alte.“

Zimmer im Beruf.

Herr (mager, seine torpulenten Frau vorstellend): „Erlaube mir, Ihnen hier meine bessere Hälfte vorzustellen!“ Professor (der Arithmetik): „Hm, das scheinen schon mehr zwei Drittel zu sein!“

Unicum.

Herr: „Ich möchte gern eine Tasse mit der Aufschrift: „Meiner lieben Schwiegermama“ haben!“ Verkäuferin: „Damit kann ich Ihnen leider nicht dienen, denn das ist noch nie verlangt worden!“

Unter Gonnern.

A.: „Hast Du's schon gehört, auf die Rente wird eine Steuer gelegt?“ B.: „Meinetwegen! Ich bin schon damit einverstanden, wenn sie mir nur auch die Rente liefern!“

Unschuldig.

Amtsrichter: „Was, schon wieder hier? Das ist nun gewiß das zwanzigste Mal, daß Sie vor mir erschei-nen.“ Angeklagter: „Na, Herr Amtsrich-ter, da kann ich do nit dafür, daß E' nit befördert werd'n.“

Ladit.

Erster Herr: „Warum heißt denn nur diese Pension eigentlich „Hotel du Lec“? Es ist doch weit und breit kein See zu sehen.“ Zweiter Herr: „Das werden Sie schon merken, wenn Sie die Rechnung bekommen!“

Beste Preise.

Kommis: „Da ist ein Bauer, der möchte gern den schwarzen Rod, der mit 30 Mart ausgeschrieben ist, für 15 Mart haben.“ Prinzipal: „Unverschämter, frecher Kerl! — Geben Sie 'n ihm!“

Freiheit.

Herr (zu einem kräftigen Fechtbruder): „Ich gebe solchen robusten Bet-tern, wie Sie sind, niemals etwas.“ Fechtbruder: „So! Soll ich mir für Ihre zwei Pfennige vielleicht einen künstlichen Budel machen lassen?“

In der Ehe.

„Gentz, heute vor fünf Jahren“, bemerkte Frau Bed, die in alten Er-innerungen trante, „dankst Du mich, daß eine Wörtchen zu sprechen, das Dich für Dein Leben glücklich machen würde.“

„Ja“, entgegnete Gentz mit einem tiefen Seufzer, „und nach Weidertart sprachst Du natürlich das verkehrte Wort.“

Mittel zum Zweck.

A.: „Heute habe ich Dich mit Deiner Zutünftigen gesehen. Die muß aber furchtbar reich sein, weil sie gar so häßlich ist.“ B. (verschuldeter Lebemann): „Du wirst doch nicht glauben, daß ich die heirathe? Ich will mir mit ihr ja nur Kredit bei meinen Gläubigern ver-schaffen.“

Nicht aus der Fassung zu bringen.

Er: „Mit Deinem ewigen Geldber-langen wirst Du mich noch in's Grab bringen.“ Sie: „Dann gib mir nur gleich 150 Mart mehr, denn Trauerfäden sind theuer.“

Vorsichtig.

Meta: „... So, Du glaubst, daß Deine Verlobung nicht zurückgehen könne?“ Lenore: „Nein! Mein Bräutigam hat ja bei Papa zehntausend Mart Skaution stellen müssen!“

Entschuldig.

Ontel: „Wenn ich so viel Schulden hätte wie Du — ich könnte keine Nacht mehr ruhig schlafen!“ Kesse (gerührt): „Drum sit' ich ja auch immer so lang in der Kneipe!“